

Sonntagsbetrachtung zum Evangelium vom 27. So. i. Jkrs. / A / Mt 21,33-44  
Ingrid Weißl, Krankenhauseelsorgerin (Dipl.theol.) am Kreiskrankenhaus  
Simbach/Inn, Religionslehrerin an der Berufsfachschule für Musik in AÖ,  
Bemberger Weg 18, 84524 Neuötting, Tel 08671/ 71934, Fax 985 884  
[Ingrid.weissl@gmx.de](mailto:Ingrid.weissl@gmx.de)    [www.weissls.de](http://www.weissls.de)

Manchmal scheint mir eine Bibelstelle wie ein Puzzlespiel mit mehreren Teilen zu sein, die weit auseinander auf einer großen Tischplatte liegen. Die Detektivarbeit beginnt, das Sichten der zusammenpassenden Teile, das Suchen nach einem gemeinsamen Thema, das spannende Lösen des Rätsels.

Diesmal haben wir es mit einer besonderen Stelle zu tun: Das Gleichnis von den bösen Winzern. Das ist mal etwas anderes. Bei der Gattung „Gleichnis“ fällt einem natürlich sofort der „barmherzige Vater“, der „gute Hirte“ und andere positiv klingende Evangelien ein, aber es gibt auch das andere, das weniger Gute, das Böse. Gutes und Böses bilden einen Kontrast, der eine Unterscheidung möglich macht und das Gute noch deutlicher zum Vorschein bringt. Es stellt sich die Frage, was Menschen bewegt, böse zu sein?

Schon oft habe ich die Erfahrung gemacht, dass „böse“ Menschen schlichtweg „traurige“ Menschen sind, die aufgrund ihres schweren Schicksals hart und scheinbar böse geworden sind. Nur selten sind sie sich dieser Tatsache bewusst. Wenn man sie behutsam aufmerksam macht, warum sie ihren Mitmenschen in ihrer Bosheit bzw. ihrer Trauer begegnen, dann können sie ihren Panzer ablegen und ganz anders, nämlich menschlich und zugänglich werden. Wut ist eine wichtige Form der Trauer! Manchmal hilft es auch, wenn man die leidtragenden Angehörigen über diese Zusammenhänge aufklärt. Sie können dann mit den Attacken ihrer Mitmenschen leichter umgehen und sie in einem anderen Licht sehen – oft ist dann Veränderung möglich. Wer nur gut ist oder sein will, überlässt den anderen das Bösessein.

Manchmal kann es sein, dass einem das Bösertige in Form einer Krankheit begegnet, dass guten Menschen Böses widerfährt. Dann ist es notwendig, auf sich und seine Grenzen zu achten und sich als Ebenbild Gottes wertzuschätzen. Schließlich soll man nicht nur den Nächsten lieben, sondern auch sich selbst.

Doch beginnen wir nun mit dem Puzzlespiel: Der Gutsbesitzer ist positiv gezeichnet, er sorgt sich um seine Güter, baut einen schützenden Zaun um seinen Weinberg, sein Reich Gottes, verpachtet das Ganze an Winzer und verlässt sich auf sie.

Dann verreist er in ein anderes Land und meldet sich erst wieder, als es Zeit ist für die Ernte.

„Aller guten Dinge sind drei“ – heißt es in einem Sprichwort. Die Zahl drei symbolisiert die Nähe Gottes.

Der Gutsbesitzer schickt drei seiner Knechte, die Propheten, zu den Winzern, um seine Früchte abholen zu lassen. Die Winzer ergreifen seine Leute, den einen prügeln sie, den anderen töten sie, einen dritten steinigen sie.

Diese selbstherrliche Aktion der Winzer wirft Fragen auf: wissen sie nicht, dass ihnen der Weinberg nicht gehört, dass sie lediglich Pächter sind? Erkennen sie die Knechte nicht als Mitarbeiter des Gutsbesitzers? Gibt es unterschiedliche Auffassungen bezüglich der Kompetenzen der einzelnen Mitarbeiter des Gutsbesitzers, der Winzer bzw. Knechte?

Mal ganz ehrlich: würden S I E nicht kurzen Prozess mit den Winzern machen, die mit Ihren Mitarbeitern so schlecht umgehen? Was macht Gott, der Gutsbesitzer, er schickt daraufhin andere Knechte, mehr als das erste Mal. Auch ihnen blüht ein bedauernswertes Schicksal. Zuletzt, als drittes und kostbarstes Aufgebot – so heißt es - schickt er seinen Sohn, in der Hoffnung, dass sie Achtung vor ihm haben werden. Auch er wird getötet.

- wer ist gemeint? Der Evangelist Matthäus erzählt dieses Gleichnis so, dass es auf historische Vorgänge Bezug nimmt und Raum lässt für persönliche Betrachtungen ...

Wir haben ein Evangelium vor uns, das helle und dunkle Teile enthält. Wenn man es auf sich wirken lässt, kann man sich in beide Seiten hineinversetzen. Jeder/jede von uns, hat dunkle und helle Anteile. Würden wir, als Winzer, die das Weingut gepachtet haben, den ganzen Ertrag herausgeben, wenn er von uns gefordert würde? Würden wir nicht einen Teil für uns zurückbehalten wollen – als Lohn für unsere Arbeit?

Man fragt sich, warum in diesem Gleichnis so sehr das Böse-Sein der Winzer im Mittelpunkt steht. Ist Gott zu gut, so dass er den anderen nur das Böse-Sein überlässt? Ist Gott nachtragend? Trägt er das Böse nach?

Als Beispiel für das Nachtragend-Sein habe ich in meiner Tätigkeit in der Krankenhausseelsorge in Altötting eine bemerkenswerte Situation erlebt: Eine Frau erzählte mir von ihrem bösen Mann, der sie betrogen hatte und meinte: „Das trage ich ihm ewig nach!“ Während sie dies erzählte und mir auch die Gründe für das Nachtragen nannte, kam mir ein Bild in den Sinn: ich stellte sie mir vor, wie sie hinter ihrem Mann herging und all das, was sie ihm nachtragen wollte, in zwei schweren Einkaufstaschen trug. Sie musste immer dahingehen, wo er war und war nicht mehr frei. Ihre Hände, ja, ihr ganzer Körper war schwer belastet, von ihrer Seele ganz zu schweigen. Vielleicht wusste ihr Mann gar nicht, dass sie ihm dies alles nachtrug. Ich schilderte der Frau dieses Bild. Sie erschrak und meinte darauf, dass sie es noch nie so gesehen hätte. Wir erarbeiteten zusammen eine Lösung: wenn sie ihm all das, was sie ihm nachzutragen hatte, zurückgab, dann war sie wieder

frei. „Wer loslässt, hat die Hände frei“, so einfach zitiert dies Kathrin Wiederkehr in einem Buchtitel.

Ich denke, dass Gott nicht nachtragend ist, er ist frei. Frei von Gedanken dieser Art. Durch seine Botschaft möchte er auch uns frei machen, frei von Nachtragen, frei von Rache, offen für das Neue, das er mit seinem Sohn in die Welt sendet. Er macht immer wieder einen neuen Anfang. Auch wenn einige seiner Mitarbeiter/Knechte ihr Leben lassen mussten, gibt er den Menschen immer wieder eine neue Chance.

Er kann aus dem, was andere verworfen haben, etwas Neues bauen.

Als letztes Puzzlestück werden die „Früchte“ eingesetzt.

Jetzt, im Herbst, in der Erntezeit, spürt man, wofür man während des Jahres über gearbeitet hat. Um gute Früchte zu bekommen, ist vieles notwendig:

guter Boden, damit die Wurzeln tief greifen und Wasser holen können, ein guter Standort, viel Raum um sich herum, gutes Klima, einige „Niederschläge“, von jedem die richtige Portion, richtiges Zuschneiden, angemessene Pflege – und jemanden, der den richtigen Zeitpunkt der Ernte kennt.

Bleiben noch die Endverbraucher, die für diese Früchte danken und sich ihrer erfreuen.

Genial an diesem Gleichnis ist, dass jeder von uns in den verschiedenen Rollen und Puzzleteilen vorkommt. Mal ist man Winzer, mal Knecht, mal böse, mal gut, mal Frucht, mal die Person, die die Früchte dankbar konsumieren darf.

Vielleicht hat Gott einen Wahlspruch, den Goethe folgendermaßen beschreibt: „Behandle die Menschen so, als wären sie, wie sie sein sollten und du hilfst ihnen zu werden, wie sie sein können.“

Liebe Hörerinnen und Hörer,

wenn jeder von uns weiß, dass nicht nur Gutes, sondern auch eine kleine Portion des scheinbar Bösen sein muss, damit das Reich Gottes Wirklichkeit werden kann, dann brauchen wir uns nicht mehr miteinander zu vergleichen und uns übereinander zu erheben. ER legt die Rollen nicht fest, Wir können IHM das Urteil überlassen und IHN richten lassen, was noch nicht in Ordnung ist. Getrost dürfen wir mitwirken am großen Puzzlespiel im vielschichtigen bunten Weinberg unseres Herrn. (Amen)

Copyright: Ingrid Weißl, Neuötting (August/September 08)

Sonntagsbetrachtung bei „Radio Vatikan“ für den 28.So.i.Jkrs/A/Mt 22,1-14/  
Ingrid Weißl

Zu einer Hochzeit eingeladen zu sein, ist eine Ehre. In meiner Kindheit habe ich es noch erlebt, dass ein eigener „Progroda“, ein Procurator, einer, der für ein gutes Gelingen Sorge trägt, von Haus zu Haus ging bzw. fuhr und die Gäste für dieses große Fest einlud. Eine Hochzeit war kein privates Fest zweier Liebender, sondern ein Zusammenkommen zweier großer Familien mit allem, was dazugehörte. Im aktuellen Evangelium wird das Himmelreich mit einem König verglichen, der für seinen Sohn eine Hochzeit ausgerichtet.

Wenn man das Gleichnis aufmerksam liest, dann fällt auf, dass die Gäste bereits eingeladen sind und die Knechte sie nochmals rufen – im Auftrag des Königs. Als diese sich weigern, kommen ein drittes Mal die Knechte, um ihnen die Dringlichkeit der Einladung vor Augen zu halten. Wieder spielt hier die Zahl „drei“ eine Rolle, die die Anwesenheit Gottes markiert: der erste der Eingeladenen geht auf den Acker, der andere in den Laden, die anderen potentiellen Hochzeitsgäste töten gar die Knechte.

Spätestens hier wird deutlich, wie stark beim Evangelisten Matthäus die Gerichtserwartung hervortritt, die die Hörer damals und auch heute animieren soll, den Willen Gottes zu tun. Die Zugehörigkeit zur Kirche bedeutet scheinbar keine Sicherheit vor dem Gericht des Herrn.

Warum gebraucht Jesus als Gleichnis das Ritual einer Hochzeit? Wir Menschen im 21.Jahrhundert können uns nicht so sehr vorstellen, dass die Eltern unsere Ehepartner aussuchen. In Indien ist das heutzutage noch der Brauch. Und im Israel zur Zeit Jesu war eine Hochzeit eine vielschichtige Angelegenheit. So waren z.B. die Hochzeitsgäste bis zum späten Abend im Haus der Braut versammelt und wurden dort bewirtet. Währenddessen kündigte ein Bote den Bräutigam an. Das lange Ausbleiben des Bräutigams ist keine Unhöflichkeit oder Unpünktlichkeit, sondern ein Zeichen, dass die Braut ihm und ihren Verwandten sehr kostbar und wertvoll ist: in dieser Wartezeit wird nämlich über den zu zahlenden Brautpreis verhandelt, es wird die Geldsumme festgelegt, die bei der Auflösung der Ehe durch Scheidung oder durch den Tod des Mannes an die Frau zu zahlen ist. Je länger der Bräutigam ausbleibt, je länger dieses Feilschen dauert, desto wertvoller ist die Braut. Wenn nun der Bote meldet, dass der Bräutigam kommt, dann gehen ihm die Brautjungfern, die Freundinnen der Braut, mit ihren Lampen entgegen. Der Bräutigam holt nun in einem feierlichen Hochzeitszug, in einer Art Lichterprozession, die Gäste und die Braut zuhause bei ihren Eltern ab und führt sie etwa um Mitternacht beim in sein Elternhaus. Dort findet dann die Trauung und das Hochzeitsmahl statt. Die Brautjungfern tanzen mit ihren Fackeln, bis diese erlöschen.

Dem König ist es ein großes Anliegen, dass alle Gäste, die er einlädt, zur Hochzeit seines Sohnes kommen. Immer wieder versucht er es, er lässt sich

nicht abbringen. Auch als seine Wunsch-Kandidaten aus den verschiedensten Gründen nicht kommen, wird er zornig – d.h. traurig, denn Wut ist eine Form der Trauer - und lässt die Mörder, die den Schaden anrichten – und auch ihre Stadt, vernichten.

Und auch jetzt, am Tiefpunkt seiner Hochzeitsvorbereitungen, lässt er durch seine Diener alle, die diese antreffen, zur Hochzeit einladen.

Eigentlich müsste man meinen, es sei jetzt wirklich genug. Genug Ärger, genug Stress mit allem ... aber nein, wieder macht Gott, der König, einen neuen Anlauf und zeigt, dass er sein Fest wirklich feiern will, dass sein Sohn eine „Hohe Zeit“ haben darf, mit allen, den Guten und den Bösen. Eine spannende Vorstellung! Zur Hochzeit des Königssohnes auch die Bösen einzuladen.

Auch hier ist es lohnenswert, sich bewusst zu machen, dass das Böse zum Leben dazugehört. Auch im Gleichnis des letzten Sonntags mit den „bösen Winzern“ spielt das Böse eine bedeutende Rolle. Es ist die andere Seite des Guten.

Manchmal ist es hilfreich, das Wort „böse“ mit „traurig“ zu ersetzen. Meiner Erfahrung nach sind „böse“ Menschen oft traurige Menschen, die in ihrem Leben manches Schwere erdulden mussten und deshalb „böse“ geworden sind. Wer nur gut ist, überlässt das Böse-Sein seinen nächsten Menschen oder evtl. den bösartigen Krankheiten. Wer akzeptiert, dass zum Wesen des Menschen auch die dunkle Seite gehört, wird verständnisvoller den anderen begegnen können.

Als sich die bunt gemischten Gäste im Festsaal gesetzt hatten, kommt der König und bemerkt einen Mann, der kein Hochzeitsgewand anhatte. Dieser Zusatz lässt aufhorchen, denn wie könnte einer, der von der Straße aufgelesen worden ist, hochzeitlich gekleidet sein?

Was bedeutet das? Hochzeitliches Gewand? Im Buch Kohelet heißt es im Vers 9,8: „Allezeit mögen deine Kleider weiß sein und deinem Haupt mangle es nicht an Öl“. Vielleicht bedeutet es die innere Einstellung, die man unabhängig aller Äußerlichkeiten sehr wohl wahrnehmen kann. Manche Menschen können selbst in einer abgetragenen Jeans königlich und hochzeitlich aussehen, manche andere machen selbst in einem edlen Gewand keinen allzu glücklichen und würdigen Eindruck. Rabbi Elieser fügt um 100 n.Chr. hinzu: „Zu aller Zeit seien deine Kleider weiß“. (S.248, Matthäus-Kommentar, Meinrad Limbeck, Stuttgarter Bibelwerk). Es ist also das „Allzeit bereit“, mit dem man jederzeit als Hochzeitsgast richtig liegt.

Es lohnt sich, das Gleichnis vom Königlichen Hochzeitsmahl als Bild auf sich wirken zu lassen, als Bild mit einem Rahmen. Wenn Sie selbst schon einmal einen Rahmen für ein fertiges Bild ausgesucht haben, werden Sie feststellen, dass dessen Farbe und Beschaffenheit ein Bild gravierend verändern kann, positiv aber auch negativ. Ich bekam vor kurzem ein selbstgemaltes Bild von einer Freundin geschenkt und bemerkte, dass erst der richtige Rahmen die jeweiligen Farben des Bild ins rechte Licht rückte. Er darf nicht zu hell, aber auch nicht zu dunkel sein, er sollte mit den Farben des Bildes harmonieren.

Wenn nun ein Gast als „unwürdig“ Gekleideter aus diesem Rahmen fällt, wird er – relativ brutal – entfernt.

Mehrere Dinge lassen erkennen, dass dieses Gleichnis für unseren Evangelisten sehr wichtig war: Matthäus berichtet nicht von irgendeinem Hochzeitsmahl, sondern von dem eines Königs und setzt diesem Gott gleich. Im Vergleich zum Lukasevangelium lässt Matthäus die Geladenen durch mehrere Knechte (nicht nur durch e i n e n) zum Mahl einladen. Die „Strafen“, die das Ablehnen der Einladung nach sich ziehen, sind vergleichsweise hart, obwohl die Gründe verständlich scheinen. Unwahrscheinlich ist auch, dass der König vor der Hochzeit noch einen Kriegszug gegen die Mörder veranstaltet und ihre Stadt auslöscht. Wenn man dieselbe Gleichniserzählung des Matthäus mit der lebensnaheren des Lukas vergleicht, dann fallen diese Unterschiede auf. Wenn man weiß, dass dieses Gleichnis bei Matthäus Ausdruck des urchristlichen Glaubens ist, wird manches klar. Gott bereitet für Jesus das endzeitliche Mahl vor. Nicht nur einmal lud er seine Knechte, die Propheten Israels ein. Vielmehr erneuerte er diese seine Einladung durch die urchristlichen Missionare. Als auch diese für ihre Predigt misshandelt, ja getötet wurden, reagierte Gott – nach urchristlichem Verständnis – mit der Zerstörung der „Mörderstadt“ Jerusalem im Jahre 70 n.Chr. Seitdem geht diese Einladung Gottes an die „Menschen der Landstraße“, an die Heiden damals, an Dich/Sie und mich heute.

Ein speziell matthäischer Nachsatz schließt das Gleichnis ab: „Viele sind gerufen, aber nur wenige auserwählt“. Es wird diplomatischerweise nicht gesagt, wer zu den Auserwählten gehört. Die Zuhörer können sich aufgrund ihres Verhaltens selbst einordnen, sowohl die gesetzestreu und schriftenkundigen Hohenpriester und Pharisäer von damals, als auch wir heute.

Wer ist berufen bzw. gerufen? Alle Getauften? Jede bzw. jeder, der sein Herz auf „Empfang“ gestellt hat, um diese Frequenz zu empfangen. Sie, liebe Hörerin, lieber Hörer, sind im Besitz eines Radiogerätes. Um aber diese Sendung zu hören, ist es sinnvoll, über die Bedienungsanleitung Bescheid zu wissen, die Frequenz zu kennen und einzuschalten. Doch um das Wort zu hören, muss man es aufmerksam beachten – und evtl. auch noch befolgen. Wer ein Radiogerät zuhause hat, d.h. eine Möglichkeit, das Gesendete zu empfangen, könnte mit den „Gerufenen“ bzw. „Berufenen“ verglichen werden. Wer dieses Gerät auch noch bedienen kann und das Wort hören und befolgen kann, der ist „auserwählt“, der ist „Jünger Jesu“, denn er selbst hat die richtige Auswahl getroffen – und ist – mit Herz und Hirn - auf „Empfang“ eingestellt.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, ich wünsche Ihnen, dass Sie all Ihre Sinne „auf Empfang“ gestellt haben, um die Einladung zur Hochzeit, zur hohen Zeit in Ihrem Leben, annehmen und ein frohes Fest erleben können. Sagen Sie zu und kommen Sie – es ist alles bereit!

Copyright: Ingrid Weißl, Neuötting (August/September 08)

Sonntagsbetrachtung bei „Radio Vatikan“ für den 29. So. i. Jkrs/A/  
Mt 22,15-21/Kirchweih/Ingrid Weißl, 19. Oktober 08

Manchmal kommen einem bestimmte Assoziationen und Bilder in den Sinn, wenn man eine Bibelstelle hört. Ich kann mich an ein Bild erinnern, mit dem ich vor vielen Jahren als junge Frau den letzten Satz des Evangeliums in Zusammenhang gebracht habe. Wenn Jesus den Rat gibt, man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers ist – und Gott, was Gott gehört, dann könnte man sich wie an einer Kreuzung fühlen: nach rechts zweigt eine Straße ab, mit der Aufschrift „Zum Kaiser“ - nach links mit dem Schriftzug „Zu Gott“. Als Mensch, als HörerIn des Wortes Gottes scheint man nun vor der Qual der Wahl zu stehen.

Die Pharisäer wollten Jesus mit ihrer provokativen Frage, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuer zu zahlen, eine Falle stellen?

Hierzu ist ein kleiner Exkurs in die Zeit Jesu nützlich: vier Gruppen kennzeichnen das religiöse Leben Israels. Dies waren die Sadduzäer - das sind die Priester, das reich gewordene Bürgertum, der Landadel - , die Zeloten - die leidenschaftlichen Unabhängigkeitskämpfer- , die Pharisäer, also die Gesetzestreuen - und die Essener, die in kleinen mönchsähnlichen Gemeinden lebten. Die Römer hatten 63 v. Chr. Palästina ihrem Machtbereich einverleibt, sie ließen aber bezüglich der Religionsausübung den Juden einige Freiheiten. Diese sammelten sich in diesen Gruppierungen religiöser Unabhängigkeit. Dennoch wurde je nach religiösem Standort auch das Verhältnis zu den Römern unterschiedlich bestimmt. So wandten sich die freiheitsliebenden Zeloten strikt gegen die Zahlung der Steuer, sie erkannten alleine Gott als ihren Herrn und Führer an. Die Pharisäer hingegen zahlten die Steuer, wenn auch nur widerwillig.

Wenn nun die Pharisäer Jesus die Frage nach der Bezahlung der Steuer stellen, wird hier politisches und religiöses Interesse vermischt, daraus ergibt sich die Falle für Jesus. Jesus weiß dies natürlich, durchschaut ihre Heuchelei und stellt sie sofort zur Rede. Würde er nämlich die Frage bejahen, hätte er alle jüdischen Frommen gegen sich. Würde er sie verneinen, so könnte man ihn bei der römischen Behörde als Aufrührer verklagen. Doch Jesus lässt sich nicht fangen. Er löst die ihm gestellte Frage nicht theoretisch, sondern praktisch und zeigt ihnen die Lösung anhand der Münze.

Das Geld, dessen sich auf die Pharisäer bedienten, gehörte nach seiner Aufschrift dem Kaiser: „Tiberius, Cäsar, des göttlichen Augustus Sohn, Augustus“. Also konnte der Kaiser d a r a u f Anspruch haben.

Jesus löst die Falle, den Konflikt, mit einer salomonischen und weisen Antwort. Er ordnet die Münze dem Kaiser zu – und das „andere“, das Gott gehört, seinem Vater im Himmel zu. Was nun genau Gott gehört, wird nicht näher bezeichnet.

Jedenfalls verschlägt die Antwort Jesu den Pharisäern die Sprache, sie ziehen schweigend ab. Die Falle, die sie Jesus stellen wollten, wird zu ihrer eigenen. „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“.

Wenn Menschen sich in ihrer Freiheit eingeschränkt fühlen, sei es durch äußere oder innere Ereignisse, dann sind sie zu Aktionen fähig, die sie vielleicht in „guten Zeiten“ nie in Erwägung gezogen hätten.

Ich möchte diese vier religiösen Gruppen mit vier Geschwistern vergleichen, die um die Gunst und Liebe ihrer Eltern buhlen. Die Eltern wären in diesem Beispiel die Römer.

Auch wenn man im Familienleben als Eltern alle Kinder gleich und gerecht zu behandeln versucht, fühlen sich manche Kinder mehr geliebt – oder eben weniger beachtet als andere. Vielleicht kennen Sie, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, ähnliche Vorgänge auch innerhalb ihrer Firma, ihrer Familie oder aus Situationen in den Vereinen.

Wer sich nicht entsprechend akzeptiert und ernst genommen fühlt, neigt dazu, andere schlecht zu machen, ihnen Fehlverhalten nachzuweisen oder ihnen Fallen zu stellen.

Zu diesen Fallen haben sich die Pharisäer einige Male hinreißen lassen. Dabei waren sie beim Volk wegen ihrer strengen Lebensweise sehr beliebt. Ihr Ziel war es vor allem, die Kenntnis und Beobachtung des Gesetzes zu fördern. Sie versuchten, das alte Gesetz auf die veränderten Zeitgegebenheiten anzuwenden, ohne am „Buchstaben“ zu rütteln. Sie lehnten im Grund ihres Herzens die römische Fremdherrschaft ab, verhielten sich aber politisch neutral.

Jesus gibt ihnen zu verstehen, dass es – neben Gesetz und Buchstaben – noch etwas anderes gibt. Er zwingt sie durch seine Äußerungen zum Umdenken.

Wenn man etwas Neues lernen muss, erfordert dies, das alte, bisher Vertraute loszulassen und sich, seinen Geist, sein Herz frei zu machen. Das macht zunächst einmal unsicher. Wenn man sich aber auf das Neue einlässt, geht man bereichert durch viele neue Erfahrungen aus diesem Prozess heraus.

Die Jünger Jesu haben sich längst auf diesen Vorgang eingelassen. Sie haben alles Bisherige verlassen und sich voll der Lehre Jesu verschrieben.

Beim Evangelium von der „Frage nach der kaiserlichen Steuer“ landet man früher oder später beim Hauptgebot der Liebe: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Diese Stelle wird beim Evangelium des nächsten Sonntags behandelt. Wer sich selbst liebt und akzeptiert, kommt mit allen Menschen, mit jedem Partner, mit jeder Situation zurecht. Wer sich selbst liebt, achtet auf sich und auf seine Nächsten.

Wer sich akzeptiert, weiß, wem er was schuldet – ob das nun Steuern sind oder andere Verpflichtungen.



Wenn man die Frage der Pharisäer damals in die heutige Zeit transportiert, fühlt man sich auch vor einer Weggabelung, einer Kreuzung, der von Welt und Gott. Die beiden Bereiche liegen auf unterschiedlichen Ebenen: die Welt verläuft horizontal, von links nach rechts, der Bereich Gottes vertikal, von oben nach unten. Allein die Liebe verbindet alles und führt das Getrennte und voneinander Verschiedene zusammen. Das Zeichen dieser „Kreuzung“ ist das Kreuz, das uns alle durch die unendliche Liebe erlöst.

Wer liebt, hört auf, kleinlich auf Gesetze und Buchstaben zu achten.

„Liebe und tu, was Du willst“ sagt der Hl. Augustinus – und er meint damit nicht Willkür, sondern die Tatsache, dass man mit der Liebe in allen Dingen richtig liegt.

Wenn Sie sich an mein anfangs geäußertes Bild erinnern, die beiden Straßen, die an der Kreuzung abzweigen ... so möchte ich hinzufügen, dass es manchmal wichtig ist, Grenzen zu ziehen: „Kontakt ist nur möglich, wo Grenzen sind“ – sagt Jorgos Canacakis, mein Mentor bei der Trauerbegleiterausbildung.

Nur wenn jemand selbst stehen kann, selbständig ist, sich selbst akzeptiert, dann kann er auch lieben. Und zu dieser Liebe befähigt uns Jesus, indem er uns mitteilt, dass Gott uns liebt, indem er die Liebe Gottes mit uns teilt.

Eine Geschichte möchte ich Ihnen zum Mutmachen mitgeben:

„Ein großer japanischer Krieger namens Nobunaga entschloss sich, den Feind anzugreifen, obwohl er nur über ein Zehntel der Männer verfügte, welche der Gegner befehligte. Er wusste, dass er gewinnen würde, aber seine Soldaten waren im Zweifel.

Auf dem Wege machte er bei einem Shinto-Schrein halt und sagte zu seinen Männern: „Nachdem ich den Schrein besucht habe, werde ich eine Münze werfen. Wenn Kopf kommt, so werden wir gewinnen; kommt die Rückseite, verlieren wir. Wir sind in der Hand des Schicksals.“

Nobunaga betrat den Schrein und verrichtete ein stilles Gebet. Dann kam er wieder heraus und warf die Münze. Sie zeigte Kopf. Seine Soldaten waren so begierig zu kämpfen, dass sie die Schlacht mit Leichtigkeit gewannen.

„Niemand kann gegen die Hand des Schicksals etwas unternehmen“ sagte sein Diener nach der Schlacht.

„Gewiss nicht“, sagte Nobunaga und zeigte ihm eine Münze mit einem Kopf auf beiden Seiten.“ (Zen-Geschichten. Paul Reys, Ohne Worte – ohne Schweigen, S.77)

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, wir alle haben diese Münze in die Hand gelegt bekommen, die besagt, dass wir von allen Seiten rundherum geliebt sind. Mit dieser wunderbaren Voraussetzung gelingt unser Leben.

Ich wünsche Ihnen eine gute Woche!

Copyright: Ingrid Weißl, Neuötting (August/September 08)

Sonntagsbetrachtung bei „Radio Vatikan“ zum 30. So i Jkrs/A/Weltmission/  
Mt 22,34-40/ Die Frage nach dem wichtigsten Gebot/ Ingrid Weißl

„In der Kürze liegt die Würze“ heißt es in einem Sprichwort – und Jesus bringt das Christentum wirklich auf den Punkt. Auf die Frage, welches das wichtigste Gebot im Gesetz ist, antwortet ER: „Du sollst dem Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken“. Und er fügt den ihn prüfenden Pharisäern noch ein zweites hinzu: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Auf diesen beiden Geboten – so sagt und lebt es Jesus – beruhen das ganze Gesetz und die Propheten.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer,  
wie ginge es da Ihnen: stellen Sie sich vor, sie hätten viele Gebote und Gesetze gelernt, hätten sich durch den ganzen Vorschriftenwald durchgearbeitet – und da kommt ein neuer Prophet daher – und sagt in einem oder zwei Sätzen, was sie mühsam jahrzehntelang gelernt und sich auch noch daran gehalten hätten. Wären Sie erleichtert oder wütend? Vielleicht ein wenig von beidem...

Immer wieder wollen die religiösen Gruppen zur Zeit Jesu „den Neuen“ prüfen und ihm sogar Fallen stellen – und immer wieder entwischt er ihnen durch einen oder zwei geniale Sätze, die wirklich Gewicht haben und alles Frühere in den Schatten stellen – weil ER die Sonne ist.

Kurz und bündig fasst er zusammen, dass Gottes- und Nächstenliebe die Wichtigste ist - in seiner neuen Lehre. Clever wie er ist, mischt er in das Gebot der Nächstenliebe noch das der Eigenliebe mit hinein, der rechtverstandenen Akzeptanz und Wertschätzung. Nicht Narzissmus, die krankhafte Selbstverliebtheit, ist hier gefragt, sondern die Liebe des Nächsten, die so sein soll, wie die Liebe zu sich selbst.

„Liebe Dich selbst – und es ist egal, wen Du heiratest“ heißt ein Buchtitel von Eva-Maria Zurhorst, mit dem sie dieses Gebot Jesu treffend umschreibt. Wer sich selbst liebt und zu sich und seinen Besonderheiten steht, der kommt auch gut mit einem anderen Menschen zurecht. Wenn es sein muss und darf, auch ein ganzes Leben lang. Manchmal erwartet man, wenn man heiratet, dass sich der Partner bzw. die Partnerin positiv verändert – oder dass man durch die Ehe selbst ein anderer, besserer Mensch wird. Man trägt all die Erwartungen zusammen, ohne darauf zu achten, was man selbst zum gemeinsamen Leben beitragen könnte. So ähneln dann manche Ehen eher einem Warteraum als einem gemeinsamen fruchtbaren Lebensweg.

Als mein Mann und ich vor 26 Jahren unseren Weg vor Gott und unseren Freunden und Verwandten besiegelt haben, war uns natürlich nicht klar, was uns alles an Ereignissen auf dem Ehweg zustoßen und anstoßen würde.

Mit den Jahren werden die Aufgaben anders und fordern einen heraus, Mensch zu werden, Frau bzw. Mann zu werden und als Partner und Partnerin dem anderen Rede und Antwort zu stehen.

Manchmal frage ich mich, warum Jesus das Reich Gottes mit einem König vergleicht, der für seinen Sohn eine Hochzeit ausrichtet (= wie beim Evangelium des 2. So i. Oktober). Vielleicht ist die Hochzeit wirklich ein gutes Bild, um das Zusammenkommen von Gott und Mensch, von Mann und Frau, zu symbolisieren. Man lässt sich auf etwas ein, das vertraut erscheint, im letzten aber doch etwas Fremdes, eigenes bzw. eigenartiges ist.

Jedenfalls kommt es darauf an, sich ganz, mit Haut und Haar, einzulassen. In einem Eheversprechen kommt dies zum Ausdruck:

„Ich nehme Dich an ... Dich.

Nicht ein ideales Traumbild von einem Supermann, einer Superfrau.

Es ist auch nicht der kindliche Wunsch nach der weiter verwöhnenden Mutter, nach einem starken, beschützenden Vater.

Ich meine wirklich Dich: diesen leibhaftigen Menschen neben mir.

Dich mit Haut und Haaren, mit dem Grübchen am Kinn

Und den zusammengewachsenen Augenbrauen,

mit Deinem Charme und Deinen Kanten.

Dich nehme ich an .....

So wie Du bist.

Nicht so, wie ich Dich gerne hätte.

Ich betrachte Dich nicht als mein Erziehungsprojekt.

Ich liebe Dich nicht mit Bedingungen: „Wenn Du ...“

Ich nehme Dich an.-

Ich nehme Dich an

Mit Deiner Kinderstube und Deinen Manieren.

Mit dem, was Du gelernt hast,

mit dem, was Du nicht gelernt hast.

Mit den Verletzungen Deiner Kindheit,

mit den Narben Deiner Jugendjahre.

Mit Deinen Stärken und Deinen Schwächen,

mit Deiner Sonnenseite und mit Deinem Schatten.

Ja, auch das nehme ich an, was Du selbst nur

Schwer annehmen kannst an Dir.

Alles, was zu Dir gehört:

Wie Du Dich entwickelt hast, wie Du jetzt bist,

wie Du sein wirst in zehn Jahren.

Ich nehme Dich an. –

Dich.

Diesen erwachsenen, verwachsenen, nie ausgewachsenen,  
immer weiter wachsenden,  
stacheligen, zärtlichen, spröden, herzlichen, unausstehlichen, liebenswerten,  
kaputten, lebendigen, menschlichen Menschen.

Dich nehme ich an.

(Hermann-Josef Coenen)

Diesen beeindruckenden, ehrlichen Text haben wir bei einem Ehejubiläum verwendet. Er bestätigt meine Aussage, auf dass man sich wirklich g a n z aufeinander einlassen soll und nichts in Reserve zurückhalten soll, keine Fähigkeiten, keine Altlasten.

So kann sich alles aus dem Augenblick entwickeln und zusammen aufgebaut werden. Die Beziehung – das Schöne und das Schwere.

Die Rose ist von jeher das Symbol für die Liebe.

Sie beinhaltet in der Blüte das Schöne, in den Dornen das Schwere.

Die Ehe ist die Kunst, zusammen die Rose an den dornenfreien Stellen zu berühren und ein Leben lang zu halten.

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer,

an den 4 Sonntagen im Oktober sind wir miteinander einen Weg gegangen. Die Evangelien waren und sind die Hinweisschilder dazu. Mittlerweile sind wir beim letzten Sonntag angelangt. In vielen Gemeinden wird er als Weltmissionssonntag gefeiert. Für mich ist es immer wieder ein Wunder, dass überall auf der Welt an einem Sonntag e i n gemeinsames Evangelium als Grundlage für das gemeinsame Feiern verwendet wird. Das verbindet uns im deutschsprachigen Raum mit allen Völkern der Erde. In diesem Moment denke ich besonders an die Christen in Indien, insbesondere in Neu-Delhi: mein ältester Sohn Johannes (23) ist seit Mitte Juli an der Uni in Delhi beim Informatikstudium. Bei den Bomben-Anschlägen am Sa, 13.Sept. war er eine Stunde vorher an dem Platz, an dem einige Menschen ihr Leben lassen mussten. Gott sei Dank hatten er und seine Freundin einen guten Schutzengel, so dass sie „nur mit dem Schrecken“ davonkamen und körperlich heil blieben.

Am 1.Sonntag im Oktober haben wir durch das Evangelium gehört, dass Gut und Böse auf der Welt da ist. Manchmal braucht es das Böse, damit das Gute zum Einsatz kommen kann. Beim 2.Sonntag waren wir zu Gast auf einer Hochzeit, auf Gottes Einladung. Beim 3.Sonntag fordert uns Gott auf, dem Kaiser, d.h. der Welt zu geben, was dort hingehört, und Gott, was ihm gehört. Und am 4.Sonntag nun erzählt er uns, wie und durch welche Fähigkeit dies alles möglich ist: durch die Liebe.

Ich wünsche Ihnen allen, die Sie jetzt zuhören, dass Sie zu jenen Glücklichen gehören, die sich selbst mögen, die andere in ihr Herz geschlossen haben – und die Gott lieben, ihn ehren und achten. Denn ER tut es bereits. –

ER liebt Sie! Ich wünsche Ihnen, dass Sie dies jeden Tag und jede Nacht  
spüren! Mit freundlichen Grüßen, Ingrid Weißl  
[www.weissls.de](http://www.weissls.de)

Copyright: Ingrid Weißl, Neuötting (August/September 08)